

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Fahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Dem Verteidiger ward sein Plädoyer sehr schwer gemacht. In temperamentvoller Weise suchte er die einzelnen Anklagepunkte der Staatsanwaltschaft zu widerlegen, fand die Anklage lüdenhaft und unzulänglich begründet und die Schuld des Angeklagten durchaus uner-

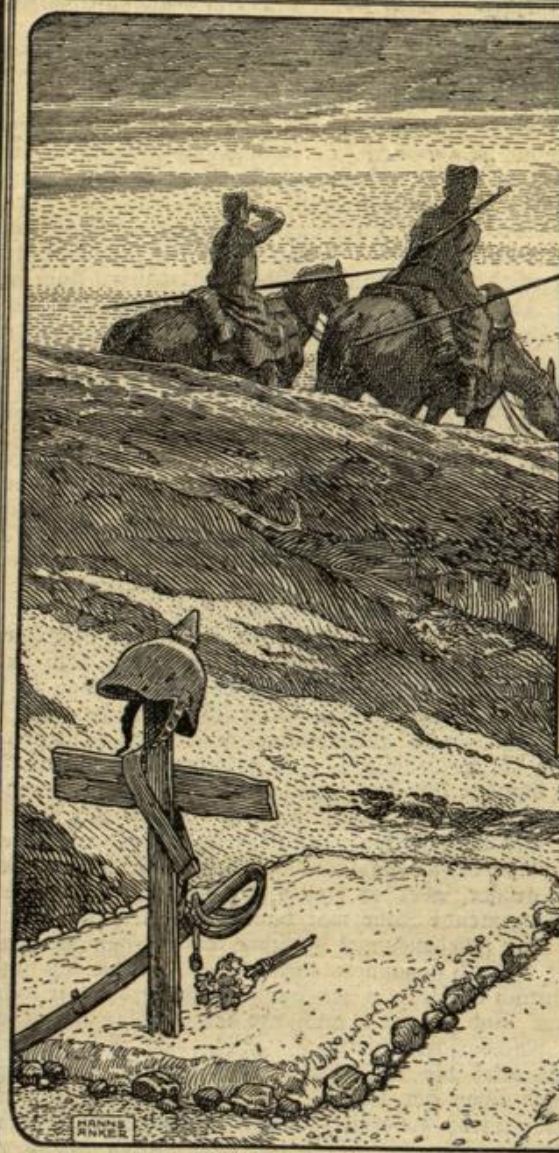
wiesen. Er betonte die Unbescholtenheit des Angeklagten und konstatierte alles in allem nur ein Zusammenkommen unglückseliger Zufälle, die nicht zu einer Verurteilung führen dürften. Dann bat er die Geschworenen, nicht zu vergessen, daß der Forstwächter Schlumberger seine fürchterliche Anklage im Fieberzustande gesprochen hatte und knüpfte daran eine lange psychologische Abhandlung über die wunderlichen Gehirnaffektionen eines Fieberkranken. — Endlich bezeichnete er die Frage, ob vorsätzlicher Mord vorliege, als ganz unberechtigt, da es sich im schlimm-

Zwei Kreuze.

Von Klara Prieh.

Zwei zogen ins Feld mit frohem Mut
Und hielten sich brav und fochten gut.
Und als der eine heimwärts ritt,
Bracht' er ein Eiern Kreuz sich mit
Und hat es stolz getragen
In frohen Friedenstagen.

Dem andern ward sein Kreuz gemacht
Am Abend nach der schlimmen Schlacht
Aus ein paar morschen Brettern.
Drauf stand in schiefen Lettern:
„Hier ruht ein tapferer Reitersmann.“
Sein Helm und Säbel hingen dran.
Weiß nicht, wo sie geblieben
Und wer die Schrift geschrieben,
— Der Wind hat alles längst verweht
Und auf den Hügel Gras gesät.



ßen Falle um einen Totschlag im Zustande der Notwehr handeln könne. Er ersuchte aber die Herren dringend, die Schuldfragen über seinen Klienten in jedem Punkte zu verneinen.

Noch einmal wiederholte sich das Wortgefecht zwischen Anklage und Verteidigung in etwas kürzerer Form. Dann erteilte der Präsident dem Angeklagten das letzte Wort.

Auf die Frage, ob er noch etwas zu sagen habe, entgegnete der Martin wiederum:

„Ich bin unschuldig. Ich weiß nichts von der ganzen Sache!“

Dann trat die Pause ein, während welcher die Geschworenen sich zur Beratung zurückgezogen. Es dauerte eine geraume Zeit, bis sie wieder in den Saal traten und der Obmann das Resultat vorlas: Die Schuldfrage auf vorsätzlichen Mord war verneint, aber eine solche auf Totschlag bejaht. Auch wurden mildernde Umstände zugebilligt. Um ein Uhr verkündigte der Gerichtshof im Namen des Königs das Urteil:

„Der Angeklagte Martin Ohwald, Müllerknecht aus Furtmühlbach, war des Totschlages nach § 21 des Strafgesetzbuches, verübt an dem Forstwächter Karl Schlumberger, für schuldig befunden worden und ist infolgedessen zur Abbüßung einer Zuchthausstrafe von fünf Jahren und vier Monaten verurteilt.“

Dann folgte eine lange Ausführung der Begründung.

Im allgemeinen hatte man im Gerichtssaal dieses Urteil wohl erwartet. Es überraschte nicht sonderlich. Auch der Martin nahm es gleichmütig auf. Erst als er sah, daß die Lisbeth ganz verständnislos nach dem grünen Tische starrte, als erwarte sie noch einen Widerruf oder einen ergänzenden Trost von einem der drei Herren in den schwarzen Talaren, — wie er das gequälte Entsetzen las in ihrem lieben Gesichtchen, da wurde er weich. Eine große Träne glänzte in seinen hellen Augen und plötzlich überwältigt und gerührt flüsterte er: „Mein Flachsöpfle.“

Dann wurde er von den beiden Gendarmen abgeführt.

Als er am Ende eines langen Ganges, der nach seiner Untersuchungszelle führte, noch einmal zurück sah zum dämmernden Licht der Freiheit, da sagte er einen seltsamen Blick auf. Der Brennermüller war es, der ihm nachschaute, inmitten einer Schar Neugieriger. Dieser hatte in der Verhandlung als Zeuge fungiert, nachdem die Staatsanwaltschaft die Anklage der Mitschuld gegen ihn bald nach der Voruntersuchung zurückgezogen hatte.

Am Nachmittag jagte der Schlitten über die Landstraße nach Furtmühlbach zurück.

„Hüo, Fuchs — hotüoooh — brrrr —!“ knirschte der Hagmayerbauer auf seinem Bod und peitschte rücksichtslos auf seine Pferde ein, als gälte es zu entfliehen aus einem Sodom und Gomorra. Kein Wort war noch gewechselt seit der Verhandlung zwischen Vater, Tochter und Freundnachbar. Auch jetzt saßen sie wortlos auf dem harten Schlitten, jedes schwerfällig versunken in seine trüben Gedanken. Nur der alte Andresel tastete von Zeit zu Zeit nach der kleinen frostigen Hand seines Schütlings und drückte sie zärtlich und stumm.

Die nächsten Wochen nach der Verhandlung blieb die Lisbeth fast den ganzen Tag auf ihrer Kammer. Sie fühlte sich schuldig oder wenigstens mitschuldig an Martins Geschick und der Gedanke zehrte an ihr und peinigte sie in Gemeinschaft mit dem Bewußtsein ihrer unglücklichen Liebe. Alles Essen und Trinken verschmähte sie in den ersten Tagen. Sie bildete sich ein, sie wäre krank, körperlich schwerkrank zum Sterben und dieser Umstand hatte beinahe etwas Verfühnendes für sie.

Der alte Andresel war schon einige Male da und hatte ihr gut zugesprochen. Auch Grete, die Obermagd, warf in diesen Tagen ihre rauhe Schale ab und entpuppte sich ihr als ein innerlich gemüthvoller und guter Mensch, der trotz seiner fünfundsiebzig Jahre noch Sinn und Verständnis hatte für die zarten Regsamkeiten einer jungen, liebenden Seele. Schließlich kam der Andresel zu dem Resultat: Sie muß allein mit sich fertig werden. Und darin behielt er recht. Eines Tages hatte sich ihre starke Natur durchgerungen zur unabänderlichen Wirklichkeit. Sie ging wieder wie früher aufrecht und einfach zwischen den Leuten und ihren Geschäften nach. Nur in den Augen lag ihr jetzt eine tiefe Trauer und um ihren Mund zeigte sich ein schwermüthiger, beinahe harter Zug. Um die andern Menschen kümmerte sich die Lisbeth wenig. Sie sah nicht, wie man ihr auf der Straße nachblidete und verächtlich mit den Achseln zuckte.

Nur unter der eiligen Ruhe ihres Vaters litt sie täglich. Er hatte mit ihr seit der Verhandlung noch kein Wort gewechselt, sie kaum eines Blickes gewürdigt. Aber wenn er tagsüber mit den Knechten und Mägden hantierte, hörte sie aus seinen Worten einen grollenden Unterton heraus, der ihr galt. Oder wenn er des Abends von seinem Ledersessel aus über seine Zeitung hinweg ins Leere stierte, dann wußte sie, daß die Ursache dieser düsteren Sorgensalte zwischen den buschigen Augenbrauen sein einziges

Kind war, an das er dachte wie an etwas Schmutziges. Vater konnte sein Mädel nicht mehr verstehen. Sein starrer, beugamer Begriff von Ehrenhaftigkeit und Kindespflicht konnte keinen Weg finden zu ihrem Herzen und keine Worte, um schämte sich ihrer vor den Menschen.

Die Lisbeth empfand es schwer und grausam und zugeworfen wurde sie von einem herzlichen Mitleid erfaßt für diesen alten Mann, der ihr Vater war, und den sie lieben und achten mußte ob seines geraden und wahrhaftigen Sinnes.

War sie denn nicht sein leiblich Kind, eine Hagmayer? Blut von jenem Geschlecht der Hagmayer, dem der Stolz und Ehrsamkeit im Radel saß, wie dem Zugstier das Joch? War er sie nicht in guten Stunden sein „Hagmaile“ und seinen Namen? Konnte er jetzt so nieder von ihr denken? Wiederholt hatte sie sich vorgenommen, mit ihm zu sprechen, ihn mit warmen, versöhnenden Worten aufzuklären über den Abend, über ihr Wesen, über Martin und all das Trübe der letzten Wochen. Wußte er nicht Anteil finden an ihrem Schmerz und ihrem Kummer? Sie hoffte zuversichtlich, ihn umzustimmen.

Aber wenn es dann so weit war und sie reden sollte, dann flog aller Mut und alle Zuberficht an seinem strengen Blick. Vater war sehr jähzornig. Er hatte sehr häßliche Worte in der Schacht, das wußte sie auch und fühlte sich nicht stark genug.

Einmal kam er aus der Scheune, wo in diesen Tagen gedroschen wurde. Er war schlechter Laune und als er in engen Gang, der von der Küche in die kleine Rauchkammer führte mit der Lisbeth zusammentraf, so daß eines dem andern weichen mußte, da stieg ihm in dunkler Röthe der heiße Zorn kopfe und er herrschte sie an im Ausdruck höchster Verachtung: „Geh mir aus'm Weg, du —! Oder ich vergesse“ mit einem

Dies waren die einzigen Worte während langer Zeit, die Hagmayerbauer an sein „Hagmaile“ richtete.

Mittlerweile hatte sich der Winter sehr grimmig und schwierig gestaltet. Unaufhörlich fielen die Floden, bald in windem Einerlei, bald in stürmischer Masse. Der Schnee lag fußhoch auf den Feldern und die Heimbodelstannen seufzten ihrer weißen Last.

In dieser Zeit der sogenannten Bauernfeiertage muß sich Dorfbewohner in der Hauptsache auf die Hausarbeit beschränken. Die Frauen und Mädchen verschiedener Häuser, wenn ihre Abwendigste Hausfrauenpflicht, das Herrichten der täglichen Zeiten, getan ist, kommen jetzt abwechselnd zusammen in einer warmen Stube und sitzen dann plaudernd und singend an Spinnroden, beim Stridstrumpf oder Stidrahmen. Der achtet jetzt des Alltags mit ganz besonderer Sorgfalt auf Viehstand und bringt seine Feldgerätschaften für den kommenden Sommer wieder in Ordnung. Aber mit wahrer Ungeduld in dieser Jahreszeit auch der Postbote erwartet, der am Nachmittag aus der Stadt kommt und das Wochenblättchen in den Sonntagen nach der Mittagskirche geht man dann in Wirtshaus zum Kartenspiel oder zu einem politischen Disputat

So kam Weihnachten, das Fest der Erlösung und der Erlösung. Wie alljährlich, seit der Mutter Tod, hatte die Lisbeth ein kleines Christbäumchen gepußt und das übliche Grotto gebunden. Wie alljährlich saßen Vater und Tochter am Abend in der Vorderstube beim Licht- und freudestrahlenden Tannenbaum, und wie alljährlich war auch an diesem Abend Deder-Andresel erschienen, unter dem Arm eine große Tüte mit Rum tragend, die er sich für seinen besonderen Zweck am Christmarkt in der Stadt zu kaufen pflegte.

Seit mehreren Jahren hatte für die beiden Nachbarn ein denkwürdiger Abend vor der heiligen Weihnacht noch an Bedeutung gewonnen, denn immer, wenn sie an demselben zu Lisbeth gutem Gebäck behaglich ihren Grog schlürften, den der Andresel nach eigenem Rezept ausgezeichnet zu brauen verstand, war dann die weisevolle Stunde gekommen, in welcher die biedereren Bauern sich ihre gegenseitigen Grobheiten vergaßen, sie im entstehenden Jahre in ihrer derben Art sich annehmen hatten. Der Andresel sagte sich zwar im stillen, daß er der herzigere war, denn des Hagmayers Konto war in dieser Beziehung ungleich größer, aber er freute sich darob und die Freunde für das kommende Jahr war damit erneuert und gesichert.

Wie ein Friedensengel zwischen den beiden Männern stand dann die Lisbeth gestanden. Sie war es, um die sich am Ende das Gespräch drehte, um des Hagmayerbauers Stolz und Hoffnung. Und sie war es auch, um derentwillen der alte Andresel so gute Nachbarschaft hielt.

Heute blieb die Weihe aus. Auf dem Tisch dampfte verheißend schon der Grog. Der Andresel hatte ihn mit besonderer Liebe zubereitet, denn er versprach sich nicht den mindesten von ihm, wie überhaupt vom ganzen Abend, ein föhrende heilsame Wirkung für das derzeitige Verhältnis zu

er und Tochter. Aber der Hagmayer sah trübsinnig in seinem Kessel. Die Lisbeth hatte, um der peinlichen Stille auszuweichen, eine Handarbeit ergriffen und auch der Andresel suchte lebens nach einer passenden Einleitung. So hatte statt der ruhigen Weihnachtsfreude eine recht dumpfe Stimmung in drei Gemütern Platz genommen.

Von der Gesindekammer her drang jetzt freudiger Lärm. Dort die Obermagd die dankbare Rolle des Christkindchens übernommen und eben anscheinend zu vollster Zufriedenheit ausbricht. In einem der benachbarten Häuser sangen Kinder:

„Ehre sei Gott in der Höhe
Und Friede auf Erden
Und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Dies gab dem Andresel endlich willkommenen Anlaß, um begehend einzureden auf seinen Freundnachbar. Aber dieser brach ihn bald und rauh:

„Paßt mi gehn, Andresel! — Wir leben in einer schlechten Welt — in einer ganz schlechten Welt!“

Da stand er auf und ging zu Bett. Den schönen buntgestickten Tabaksbeutel unterm Tannenbaum, den die Lisbeth in den letzten Wochen auf ihrer Kammer für den Vater gearbeitet, würdigte er mit keinem Blicke.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage, dem Tage des heiligen Johannes, kniete die Lisbeth in ihrer Kammer vor einer großen Truhe und kramte in ihrem weißen Sinnenzeug. Wie jedes Bauernmädchen in ihrem Alter, hielt sie diesen Teil ihrer Aussteuer in allerbesten Ordnung. Aber mit einer stillen Behmut sie hoben die starken Leinentücher, die Decken und all die kleinen Stücke von Bett- und Kleiderzeug sorgsam sortiert und ließ dröhnend der Deckel ins Schloß.

Wie oft war sie in unbewachten Augenblicken schon vor dieser Truhe gestanden mit hochgerötetem Gesichtchen, und hatte sich Mädchenart getreut an den vielen Effekten ihres jugendlichen Stolzes. Wie oft hatte sie dann in hoffnungsreicher Erwartung auf den wilden Sturm gehört in ihrem pochenden Herzen sich von ihm forttragen lassen auf die sonnigen Höhen einer glücklichen Zukunft. Aber heute strömten die weißen Linnen einen traurigen, traurigen Atem aus. Es war ein stummes, schmerzliches Abschiednehmen vom Mädchentraum.

Da klopfte es an der Türe. Sie schreckte auf, als hätte man etwas Unrechtem ertappt.

„Was gibt's?! Wer ist draußen?!“

„Ich bin's, — die Gret! Ich will dir nur sagen, Lisbeth, der Herr ist unten. Er hat'n Brief für dich!“

„Weich!“
Dann stampfte Gottlieb, der Briefträger, den Schnee von den Treppenstufen und nahm an der Haustür ein großes Paket in Empfang — „Königliche Strafanstalt“ war darauf geschrieben und unten links stand geschrieben „Eigentlich abzugeben“. Der Herr, kalt ist's, Fräulein Lisbeth, donnerschlechtig kalt! Heut ist es ein durch's Geblüt!“

Gret, schenkt dem Postgottlieb 'n Gläsle Kirchwasser ein, das sie ihm reicht, rief die Lisbeth und eilte wieder die Treppe hoch. In ihrer Kammer hatte sie sich eingeschlossen und in nervöser Unruhe den Briefumschlag erbrochen. Dann las sie halblaut:

Zelle Nr. 14, am Heiligabend.

Mein liebes Flachsköpfle!

Ich will dir nicht böse, daß ich dich so anrede, aber so lebst du in deinen Träumen. Du solltest keinen Brief erhalten von diesem Menschen. Wenigstens wollte ich keinen absenden. Ich mein', es müßte ein Unrechtes, etwas wie ein Frevel sein an Deiner reinen Seele und jenen einzigen Stunden, die uns beiden allein gehören. Heute am heiligen Abend muß ich immer an dich denken, an meine liebe Eltern und an meine frühesten Jugendzeit und das, was mich mehr denn jemals. Ich muß heute reden mit einem Menschen, der mir noch lieb ist auf dieser Welt, und dieser Mensch, den ich kenne, kannst nur du sein. Sei mir nicht böse.

Ich weiß, was um mich herum ist, will ich dir nichts Weiteres sagen. Es ist zu furchtbar, unsagbar schrecklich, und nur das, was ich hier alle die Schrecklichkeiten erdulden muß, — nur das Bewußtsein meiner Unschuld hält mich aufrecht. Heute drängt mich auch, dir zu sagen: Lisbeth, bei allem, was mir heilig ist, unserer Liebe, bei meiner seligen Mutter, bei jenem letzten Abend unter der Linde schwör' ich dir's — ich bin unglücklich. Du hast's nie anders geglaubt, ich fühl's, aber die Menschen haben schlecht an mir gehandelt. Oder war es mein Fehler? Ich weiß es nicht! Aber jener Abend! Lisbeth, ich hab' dich. Täglich denke ich an ihn, so lange, bis ich schlafe und

träume. Es sind mir dies die einzigen lieben und die einzigen gesegneten Minuten in meiner Einsamkeit.

Lisbeth, ich danke dir, du warst so gut zu mir, so lieb und so gerecht. Und ich war glücklich. Zum ersten Male so recht von innen heraus glücklich, — bis ich am andern Morgen erwachte. Manchmal — und das sind die schlimmsten Minuten, Lisbeth, manchmal steigt es mir bitter hoch gegen Gott und gegen die Menschen. Dann fühle ich eine wilde, unbefriedigte Kraft in mir und ich rüttle in furchtbarem Zorne, den ich nicht unterdrücken kann, an meinem armseligen Fenstergitter wie ein wildes Tier, ich kann es nicht anders sagen, bis ich dann mit der menschlichen auch an der göttlichen Gerechtigkeit verzweifeln und halb ohnmächtig auf meine harte Pritsche falle. Das sind keine gesegneten Minuten, aber sie sind seltener wie zu Anfang.

Lisbeth, du mußt nicht denken ich bin krank, — aber man hat ja so grausam viel Zeit zum Denken!

Nun habe ich noch zum Weihnachtsfest eine große und dringende Bitte an dich, mein liebes Mädel: Vergesse mich! Werde glücklich auf Erden, ich segne dich. Wenn ich die fünf Jahre hier durchhalte, was ich ganz in Gottes Willen lege, passe ich nicht mehr unter die glücklichen Menschen. Der Fluch, der auf diesem Orte liegt, wird an mir haften durch mein ganzes Leben, und für die Menschen bin ich ein Verbrecher, ein troher Mensch kann ich nimmer werden. Vergesse mich, mein Flachsköpfle, und laß mir die Erinnerung an zwei süße, glückliche Stunden unter einer alten Märchenlinde angehängt des Waldes — der freien, herrlichen Natur! Lebewohl, Lisbeth, vergesse mich und werd' glücklich. Grüß mir die Bürgelhalbe, den Heinbodel und — meine Tannen!

Ich verbleibe Dein Martin.

Quer am Rand stand noch: „Wenn du willst, sage auch an meine Base, die Kerndristel, von mir Grüße weiter.“

Mit Unterbrechungen hatte die Lisbeth den Brief zu Ende gelesen. Nun saß sie und — weinte. Lange und still weinte sie in sich hinein, bis sie sich plötzlich selbst darüber wundern mußte. Wie lange war es her, daß sie nicht mehr geweint hatte?! Doch wohl drei Wochen. Und warum? War sie nicht sehr unglücklich geworden in ihrem jungen Leben? Warum aber hatte sie nicht mehr geweint? Dann mußte sie unwillkürlich daran denken, wie viele Wochen inzwischen vergangen sind, daß sie nicht mehr gelacht?! Und sie hatte doch so viel gelacht damals, und so gern. — Es ist klar, sie hatte beides verloren, das Weinen und das Lachen. Nun kam der Brief und hatte ihr das eine wieder gegeben. Sie war nicht mehr so arm, sie hatte wieder Tränen. Langsam rollten sie über den Brief und die harten Buchstaben verfloßen mit ihnen auf dem Papier.

Da saß sie nun wie in feierlicher Erlösung und wiederholte immer seine Worte: „Vergesse mich und werd' glücklich.“

Und weinte immer wieder von neuem.

(Fortsetzung folgt.)

In russischer Gefangenschaft.

Skizze von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Wie oft soll ich Ihnen noch sagen, daß der Herr Baron keine Änderung in der Arbeitseinteilung gestattet“, schrie Inspektor Urra wütend und wandte sich zum Gehen.

Ignaz Ciesilski vertrat ihm den Weg. Drohend, mit geballten Fäusten stand er vor ihm: „Dann ich werde Arbeit niederlegen“, knirschte er. Seine Augen funkelten tödlich. Er machte den Eindruck wie ein zum Sprung bereites Raubtier.

In unwillkürlicher Abwehr hob Urra den Arm.

„Was geht hier vor?“ dröhnte die tiefe Stimme Baron von Donops durch die leidenschaftlich durchbelebte Stille des Gutshofes.

Der Inspektor erstattete Meldung. Die russischen Schnitter wollten zum soundsowierten Male durchgehen, daß Akkordarbeit eingeführt würde. Und zum soundsowierten Male hatte Urra dem Vorführer bedeutet, daß daraus nichts würde.

Mit allen Zeichen der Ungeduld hatte Ciesilski zugehört. Jetzt grölte er mit einem wütenden Blick auf Urra:

„Ich habe nur für mich gebeten. Ich kann nicht mit den andern zusammen — heute —“

„Davon war keine Rede —“ fuhr der Inspektor ihn an.

„Sie haben gleich geschrien und abgeschlagen“, trumpfte der Schnitter auf.

„Lassen Sie gut sein, Urra“, sagte der Baron, der während des Streites überlegt hatte. Der Mann hatte gestern seine Frau begraben; am Ende war es zu verstehen, wenn er den Wunsch hatte, allein zu arbeiten. „Ich will eine Ausnahme mit Ihm machen“, fügte er zu dem Schnitter gewandt hinzu, „aber daß er sich nicht einsallen läßt, mir die andern aufzuheben!“

Dankbar wollte der Mann nach der Hand des Brotherrn fassen, um sie zu küssen.

Baron von Donop wehrte ab. „Mache Er, es ist spät genug geworden“, sagte er kurz und wandte sich dem Schlosse zu. Im Fortgehen fiel ihm ein, daß es dem Inspektor seiner ganzen Art nach nicht leicht sein würde, einzulernen. Er blieb

Seit diesem Tage hatte es auf Plajschken keine Schwierigkeiten mehr mit den russischen Arbeitern gegeben. Giesfiski war Führer und hatte seine Leute gut im Zuge. Selbst mit dem Inspektor versuchte er auf seine Weise auszukommen. Baron

Donop lachte, wenn Nachbarn über Leute klagten. Er hatte im dritten Sommer seinen Basch Schin. Das sollte ihm mal nachmachen! Und das war er von Haus aus nicht Landwirt. — mußte dem Menneben im Blute liegen. Er war jahrelang in Afrika, zuletzt in einer reichen Stellung gewesen und hatte sich erst seine Klitsche zurückgeholt, als ein Wechsel Reichstolonialam sehr ungelegen genommen war. Schließte er ihm die Schürme mehr Spaß, als er noch möglich gehalten haben.

Dann kam der Herr von Donops Geschichte. Hier zog schon als Gefanant mit hinaus. Das er sollte daheim bleiben. So alt war er doch gar nicht! Freilich hatte nie gedient. Er was tat das im Er meldete sich als williger und wurde demselben Drag Regiment angenommen. Dem sein Junge als nant angehörte. Da im Anfang Grun allerlei schmerzhaften widlungen.

Aber dann kam Ernst des Krieges. Bei Tannenberg die ersten Dragone bei. Dann kamen sie der Feste Boyen. wurde die eigentliche bildung erst nach. Aber dann, als die jen L. bedrohten, ten sie dort zu Hilfe. Die Russen waren Stadt eingedrungen es setzte heiße Kämpfe bis sie vertrieben.

Es war Nacht, den Deutschen sich den gang erzwingen. Defantill lag die Stadt, traumvoll zugerichtet und zertrümmert.

Plötzlich begann ein wütendes Schießen. Die Reiter. Einen Tag, blid der Verwirrung, wo kamen die Deutschen her? Aber dann, als sah, daß die Russen in den Häusern verbarren und von dort an Ahnungslos geschossen hatten, kannte die

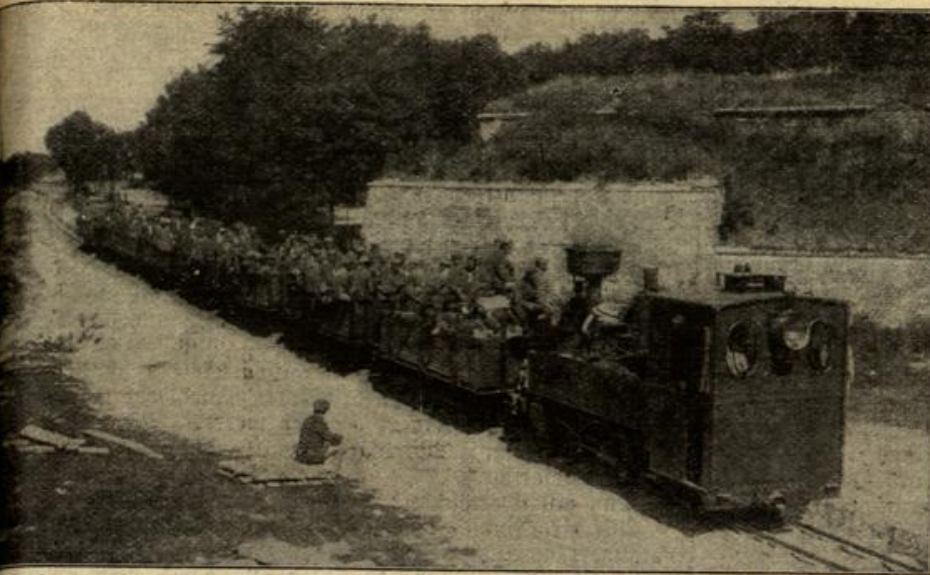


Aberichtskarte zu den Kämpfen auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

stehen. „Wo schicken Sie ihn hin?“ fragte er über die Schulter. Sekundenlang zögerte Ulra. „Der Weizen muß unter allen Umständen herein“, sagte er mürrisch. „Nun gut, dann geben Sie ihm das Stüd an der Ruthe“, rief der Baron und ging.

pörung keine Grenzen. Haus für Haus wurde abgesucht. Die Balkons und Türmen fand man die Maschinengewehre. Ein furchtbares Strafgericht wurde abgehalten, denn die Franktireurs hatten nicht entweichen können. Sie hatten beträchtliche Verstärkungen herangeholt und wollten die eif

erigle
war
dem
aron
wenn
Leute
atte
amer
Schni
mal e
Ind d
s aus
Men
e lie
ng in
n ein
g ge
erst
uride
Beche
im
in tge
Schle
die
als
en ha
ber d
Donop
topps
als
aus.
n blei
von
doch
entfer
ent.
er St
im Ru
als
wurde
Drage
enorm
als
e. Da
Grun
haften
t lan
ges. E
erg m
agone
nen si
hen.
ntliche
nachg
ls die
ten,
Hilse
aren
unger
die R
ben w
cht, a
h der
gen.
richte
nen M
begann
zu erst
wie
nen M
virru
stehen
die S
nn, al
auf d
Baron
Ein
Russi
ern v
etterg
rt au
Pani
rief
n ges
bücte
als ob
er
te die
amel
des B
küs-
sucht
ollte.
Er be
sann
sich
hre
stülte
ihm d
Hand.
t, dem
Alexei
Misch
ko",
hatten
einigen
Soldaten
die e
ilig her
zukamen.



Truppentransport auf einer Feldbahn. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.



Professor Haber,

der des Kaiser-Wilhelm-Instituts in Berlin, der Erfinder einer Art der Munitionsherstellung ohne Chlorsäure.

dem die Bewachung der Gefangenen obgelegen war, trat in dienstlicher Eigenschaft vor einen hochgestellten Mann, um seine Begnadigung zu erstatten. Der schiefere Feldwebel blieb wie ein Nig, aufgehalten zu stehen. Er schien die Gedanken; da fiel sein Blick auf den Baron. Ein Russischer ging über einen wettergebräuntes Gerüst auf „Pani Donop“, rief er und bückte sich, als ob er die Hand des Barons küßte. Er besann sich und stülte ihm die Hand. „Alexei, Mischko“, hatten einigen Soldaten die eilig herzukamen.



Die Kroatin Eleja Halica, die den Feldzug an der Seite ihres Mannes tapfer mirmachte und zum Korporal befördert wurde.

„Pani Donop“, tönte es freudig in allen Tonarten und alle drängten sich um den ehemaligen Brotherrn, um ihn zu begrüßen. Der mußte lachen, als er seine einstigen Schnitter erkannte. „Ja, Kinder“, sagte er flüchtig, „das ist nun eine verheerliche Geschichte, daß ich hier euer Gefangener sein soll. Aber ihr werdet mich machen!“



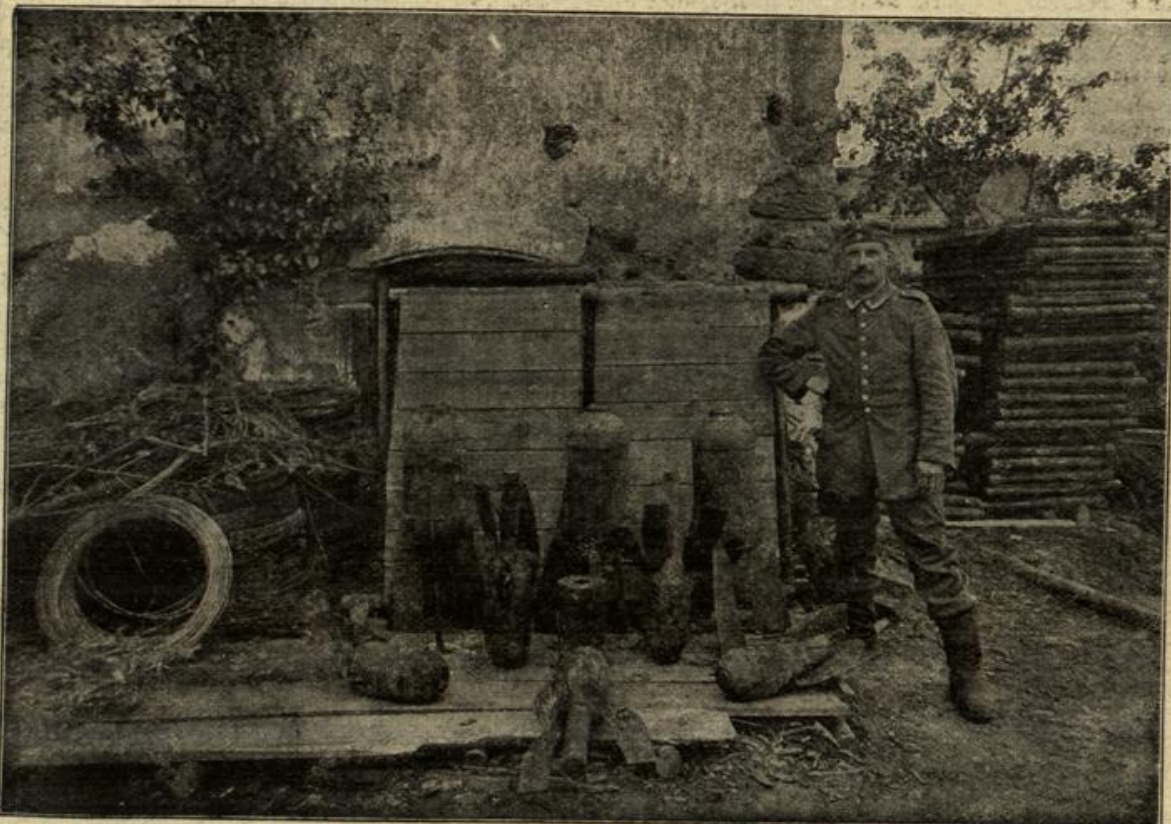
Schützengraben-Kanone zum Versenken von Flugminen. (Franz. Phot.)

Die Russen wechselten Blide. Cielsti nahm zwei von den Leuten beiseite und sprach hastig auf sie ein. Dann riß er einen Zettel aus seinem Notizbuch heraus und schrieb einige Worte drauf. Den drückte er dem einen in die Hand. Er tat plötzlich sehr erhaben.

„Will der Kerl mich etwa seine Macht fühlen lassen? Dann pfeif ich ihm auf seine ganze Wiedersehenskomödie! Der Rudud soll ihn holen!“ dachte Donop empört.



Armbrust zum Granaten-Schleudern. Französische Photographie.



Vom Kriegsschauplatz in den Vogesen: Eine Sammlung französischer Minenblindgänger, deren größte über einen Zentner wiegen. Phot. Wipperling.

Cieplik wandte sich zum Gehen. Er grüßte, jedoch nicht weniger als unterwürfig, und entfernte sich rasch.

Die deutsche Patrouille mußte antreten und wurde von den bereitwilligen Schmittern fortgeleitet. Der Baron mochte nicht fragen, wohin es ging. Die Nacht sank schnell herab und machte es ihm unmöglich, sich zu orientieren. Niemand sprach ein Wort. An den Deutschen fraß Bohn und Bitterkeit. Dazu gesellten sich Müdigkeit und Erschöpfung.

Nach langer Zeit befahl der Russe, der die Führung hatte, den Gefangenen, sich zu lagern. Fast augenblicklich schloß Donop ein. Als er erwachte, war die Sonne schon aufgegangen und ließ das junge Grün des Waldes hell aufschimmern. In einiger Entfernung erhoben sich die zerfallenen Mauern und Thürme der Stadt, die ihm seltsam bekannt vorkam.

Der Baron mußte sich erst besinnen, wo er war. Dann fiel ihm das Bewußtsein seiner Gefangenschaft schwer auf die Seele. Gab es gar kein Entrinnen? Er blinnte um sich: die Kameraden schliefen noch — aber wo waren die Russen? Weit und breit war nichts von ihnen zu sehen. Da knisterte etwas in seiner Hand. Er hob den schmutzigen Zettel auf und las, was in ungesunden, kaum leserlichen Buchstaben darauf stand: „Pani Donop mag laufen, weil er so ein guter Herr war. Cieplik.“

Der Könige Hand reicht weit.

Wenn Friedrich der Große zur Heerschau nach Küstrin ging, nahm er gewöhnlich seine Wohnung bei einem Dorfgeistlichen in der Nähe von Küstrin. Nach seiner humanen Weise unterhielt er sich oft mit seinen Wirten in solchen Quartieren. Auch mit diesem Landpfarrer ließ er sich gern in ein Gespräch ein, weil er in ihm einen geistlichen Kopf fand, der ihm über alles seine Meinung mit kindlicher Freimütigkeit sagte. Einst fragte ihn der König: „Hat Er auch eine Bibliothek?“

„O ja, Ew. Majestät, aber sie ist so, wie sie ein armer Landpfarrer nur haben kann.“

„Lasse Er sie mich sehen!“

Der Prediger führte nun den Monarchen in sein kleines Studierzimmer und zeigte ihm einige wenige theologische Schriften, Predigten und dergleichen.

Als der König sie durchgesehen hatte, sagte er: „Ei, die Bücher taugen nichts, Er muß sich bessere anschaffen.“

„Dazu fehlt es mir an Geld, Ew. Majestät.“

„Dafür lasse Er mich sorgen, sehe Er sich hin und schreibe Er, ich werde Ihn diktieren.“

Der Geistliche gehorchte und der König diktirte ihm die Titel von Schriften von Voltaire und dergleichen, und sagte dann: „Solche Bücher muß Er kaufen, und wenn Er nicht Französisch genug versteht, so schaffe Er sich die Übersetzungen davon an. Ich schenke Ihn dazu fünfhundert Taler.“

Der Prediger bedankte sich, erhielt das Geld und befolgte den Befehl des Monarchen.

Das Jahr darauf fragte Friedrich den Pfarrer bei der Musterung, ob er auch die ihm empfohlenen Bücher gekauft habe?

Der Pfarrer bejahte die Frage und der König ließ sich die neuen Bücher zeigen; er durchblätterte sie und da er fand, daß sie fleißig gelesen worden waren, sagte er: „Ich sehe, daß Er Lust hat, sich zu unterrichten; ich werde Ihn noch fünfhundert Taler schenken, dafür kann Er sich wieder andere wichtige Werke anschaffen.“

„Ich danke untertänigst, da aber Eure Majestät so gnädig sind, so hätte ich eine andere Bitte.“

„Lasse Er hören!“

„Meine Pfarre trägt nur ein paar hundert Taler ein, ich habe eine Frau und Kinder, ihr Unterhalt und ihre Erziehung wird mir sehr schwer. Wenn Eure Majestät geruhen wollten, mir eine bessere Pfarre zu verleihen, so würde ich ein solches Gnadengeschenk nicht weiter bedürfen und dabei in Stande sein, mir aus eigenen Mitteln die nötigen Bücher kaufen zu können.“

„Ja, darin kann ich nichts tun, das ist des Ministers Zedlitz Sache, bei dem muß Er sich melden.“

„Da möchte wohl die Reihe noch lange nicht an mich kommen.“

„Nun, so melde Er sich einmal bei mir, wenn eine passende Stelle für Ihn frei wird, ich will dann sehen, was ich für Ihn tun kann.“

Der Pfarrer hatte dieses Gespräch nicht vergessen. Einige Jahre später starb der geistliche Inspektor in Bunzlau und der Pfarrer erhielt davon gerade um die Zeit Nachricht, als der König zur Musterung wieder nach Küstrin kommen sollte. Kaum war Friedrich bei ihm abgestiegen, so bat er ihn um die Inspektorstelle.

„Ja“, sagte der Monarch, „da muß Er sich an Zedlitz wenden; reise Er nach Berlin und melde Er sich bei dem.“

„Ach, das wird wenig helfen, wer weiß, ob ich noch vorgelassen werde, es sind gewiß viele Bewerber.“

„Berufe Er sich auf mich.“

„Das wird er mir nicht glauben. Wenn Eure Majestät nur ein paar Zeilen schriftlich geben wollten, daß ich die Stelle haben sollte, das wäre etwas anderes.“

Der König schrieb nun mit kurzen Worten, daß er dem Pfarrer... die erledigte geistliche Inspektion in Bunzlau erteilt.

„Da hat Er, was Er wünscht“, sagte der König, „nun reise damit nach Berlin, bitte Er aber erst den Minister Zedlitz um Stelle, denn auf den kommt es doch hauptsächlich an, dem ich auch nichts vorschreiben.“

Mit der Kabinettsordre in der Tasche, machte sich der Geistliche auf den Weg, ließ sich in Berlin bei dem Staatsminister Zedlitz melden und bat, befohlenermaßen, um die Verleihung des Inspektorspostens.

„Das kann nicht geschehen“, antwortete der Minister, „Stellen sollen nach dem ausdrücklichen Befehl des Königs nur lang gediente Feldprediger gegeben werden. Ich habe sie auch schon einem Feldprediger erteilt und die Bestallung ist bereits ausgefertigt.“

Nun erst überreichte der Pfarrer den Befehl des Königs. Als der Minister denselben gelesen hatte, sagte er: „Ja, verändert die Sache; der König hat Ihnen ausdrücklich diese Stelle erteilt. Es tut mir um den Feldprediger leid, aber ich muß gehorchen. Ich wünsche Ihnen Glück zu dieser Beförderung.“

Der Dorfgeistliche trat nun sein neues und sehr einträgliches Amt an und lebte in Bunzlau einige Jahre in großer Zufriedenheit. Es wurde aber dann eine Konsistorialstelle in Breslau erledigt, und im Vertrauen auf die Gunst des Königs beschloß sich unmittelbar darum zu bewerben. Er reiste also eifrig nach Potsdam und trat vor den König.

„Wie geht es Ihn?“ fragte ihn der Monarch. „Nicht gut, Ew. Majestät, aber der Mensch behält doch immer noch etwas zu wünschen übrig.“

„Das muß auch sein!“

„Da hätte ich nun auch wohl noch eine Bitte. In Breslau eine Konsistorialratsstelle frei geworden, wenn Ew. Majestät Gnade haben wollten, mir solche zu verschaffen.“

„Er weiß ja, daß ich dabei nichts tun kann, das muß Er Zedlitz abmachen.“

„Wenn Ew. Majestät mir wieder ein gnädiges Schreiben mitgeben wollten.“

„Ja, einmal geht das wohl, aber nicht öfter. Der Zedlitz ist ein eigener Mann, der läßt sich nicht viel vorschreiben. Da ich will sehen, Er soll einen Brief an ihn mit nach Berlin nehmen und bringe Er mir hernach darüber Bescheid.“

Voller Hoffnung entfernte sich der Inspektor und am Morgen erhielt er ein Kabinettschreiben an den Minister. In diesem begab er sich nach Berlin und überreichte es mit dem um die Konsistorialstelle. — Als der Minister es entgegelnahm, fand er darin den Befehl: den Bittsteller mit seinem Gesuch abzuweisen, da es den Anschein gewinne, daß er seinen Bewerbungen sonst nie ein Ziel setzen werde.

Mit kurzen Worten erklärte ihm also der Minister von dem, daß er die nachgesuchte Stelle schlechterdings nicht erhalten und entließ ihn, nicht wenig betroffen, über eine so niederschlagende Antwort. Unmutig kehrte er nach Potsdam zurück und ließ bei dem Könige melden. Als er vorgelassen wurde, redete Friedrich sogleich an:

„Nun, wie ist es abgelaufen, hat Er die Stelle?“

„Ach“, erwiderte der Inspektor mit traurigem Ton, „Minister hat sie mir gänzlich abgeschlagen!“

„Sieht Er nun wohl, daß ich recht habe. Einmal läßt sich wohl so etwas gefallen, aber nicht öfter. Ja, wenn er nicht so kann ich nichts machen; er wird sonst verdrüsslich und erzürnt, darf ich ihn doch nicht, sonst ist er in Stande und nimmt seine Abschied und ich kann ihn doch nicht entbehren. Reise Er Gottes Namen nach Hause und bleibe Er, was Er ist, das ist wohl das Beste sein.“

Muß jedes Mädchen für einen Herrn erzogen werden?

Von Julia Alice Windmüller. (Nachdruck)

Sehr häufig ist man mir mit der Frage entgegengetreten: „Warum arbeitest du eigentlich so viel, und warum du Geld verdienen? Du hast es doch gar nicht nötig?“ Wann beginnt die Notwendigkeit des Verdienens? Soll ein Mädchen warten, bis die Sorge an sie herantritt mit eisernen festen Klammern sein ängstlich klopfendes Herz zusammenpreßt? Dann kommen die vielen, die sich selbst ungemein weise halten, mit sogenannten „guten Ratschlägen“

Am liebsten überlegen sich vorher, ob ihre Vorschläge sich auch für Individualität des Mädchens eignen. Ein geistig freier Mensch künstlerischer Begabung wird in einer abhängigen Stellung, z. B. als Stütze, Gesellschafterin oder Haushälterin einfach flachen oder sich seelisch entsetzlich unglücklich fühlen. Wie selten kommt es vor, daß einer jungen Dame gestattet wird, ihre künstlerischen Fähigkeiten weiter zu pflegen, obwohl ihr dieses bei Antritt der Stellung versprochen wurde. Sie muß sich eben, durch Not gezwungen, hineinfinden, „Maschine“ zu sein, deren Wert unermüdlich jeden Tag in gleicher Weise abläuft. Und warum übt sie denn nicht ihre Kunst aus?“ wird vielleicht der Leser denken. Zum Ausüben irgendwelcher Kunst gehört erstens sehr viel Geld, um die Kosten der Ausbildung zu decken, und zweitens muß man heutzutage sehr begabt sein, vor der Öffentlichkeit bestehen zu können. Ich erlaube mir, Ihnen einen Fall darzustellen. Für die Eltern genügt ein mittelmäßiger Unterricht; denn das Kind hatte es ja nicht nötig, für Geld zu arbeiten. Doch das wuchs heran und versuchte, sich sein Taschengeld selbst zu verdienen. Für die viele Arbeit gab es schlechte Bezahlung; man hatte es ja nicht nötig, darauf zu sehen. Nun stirbt der Vater. Aus dem Laumel des gesellschaftlichen Lebens wird das arme Mädchen in die nüchterne Wirklichkeit gestellt. Für billiges Geld bietet es sein Können dar, und es finden sich natürlich auch Leute, die gern die Gelegenheit benutzen, am Unterrichtsgeld zu sparen. So vergehen die Jahre; der Dienst mehrts sich, aber anstatt das Geld für elegante Toiletten auszugeben, wie es die Freunde der früheren, besseren Zeiten anmen, legt sich das Mädchen ein geistiges Kapital damit an. Ist ihm die Einsicht gekommen, daß man hart an ihm gearbeitet hat durch die mangelhafte Ausbildung in der Jugend, mit emsigem Fleiß beginnt es, die Lücken zu ergänzen. Gute Lehrer, die besten in der Stadt, helfen in freundschaftlicher Weise, Schöne im Können des Mädchens zu heben und zu veredeln. Erntet mit freudigem Eifer und achtet nicht auf die spottenden, enden Reden seiner „lieben“ Mitmenschen. So bringt es das Leben zu einem Können, das weit über den Dilettantismus hinausragt, aber zum Künstlertum reicht es nicht. Das ewig Wechselnde, das Privatstunden mit sich bringen, willkürliche Absagen und Verschieben der Unterrichtsstunden, den dem armen Mädchen Mut und Zuversicht. Es versucht, einem Kunstinstitut als Lehrerin anzukommen, ungeachtet der hohen Bezahlung, die seiner dort harret. Der Direktor, ein höflicher Herr, erklärt der Enttäuschten, daß er nur solche engagiere, die pädagogisch ausgebildet seien. Ein schüchtern Hinweis auf die guten Zeugnisse der Lehrer nützt nichts. Heutzutage werden nur staatlich geprüfte Lehrerinnen engagiert. Die Nichtigkeit dieser Ansicht leuchtet dem Mädchen ein, soll es jetzt auf die guten Lehren verzichten und sich drei ein Studium hingeben, das Lehrkräfte leiten, die sich den gewohnten nicht messen können? Außerdem kommt ihm erstensmal mit Schrecken zum Bewußtsein, daß ein Mädchen, wenn es die dreißig überschritten hat. „Warum?“ In Variationen geht ihm diese Frage im Kopf herum. Warum laßt ihr wohlhabenden Eltern nicht ausnahmslos Töchter einen Beruf ergreifen? Könnt ihr den Mädchen keine Garantie bieten, daß sie nie in die Lage kommen, verdienen zu müssen? Wie wollt ihr dann vor euren Eltern bestehen? Wie viele Frauen finden nicht das ersehnte in der Ehe und leben weiter mit dem ungeliebten Mann, sie auf keine Unterstützung angewiesen sind. Es gehört ein heurer Mut dazu, die Bande und Fesseln des Familienlebens zu zerschneiden. Die begabteste Frau ist vogelfrei ohne den Schutz von Eltern, und wieviele werden ein Opfer derer, die ihnen in jungen Zeiten „helfen“. Ich nehme an, ein Mädchen aus dem Hause sucht Betätigung. Entweder fehlt ihm die nötige Ausbildung, ein Examen zu machen, womit ich nicht behaupten darf nur arme Mädchen dieselbe besitzen; denen eröffnen sich Erwerbsquellen, die für ein Mädchen aus gesellschaftlichen Kreisen ausgeschlossen sind, oder die Eltern sind absolut gegen den Beruf irgend eines Berufs. In jedem Mädchen lebt das heisse Sehnen nach der Mutter; nicht jedem ist es vergönnt, dieses höchste Glück auszufüllen. Es gibt so unendlich viele Mütter, die ihren Kindern nicht das können, was die Natur ihnen auferlegt. Krankheit, rastloses Leben verhindert sie daran. Da liegt euer Arbeitsfeld, ihr Mädchen! Ihr eure große Liebe nicht am eigenen Fleiß und Blut sparen könnt! Hüllt die armen, mutterlosen Kleinen ein in wärmende Liebe und umgibt sie mit eurer Fürsorge. Bringt und Freude in die Heime der Blinden und spendet ihnen eurer Kunst, die sie mit dankerfülltem Herzen aufnehmen. Ausbildung ist die schönste Tugend des Weibes.

Und vergeßt nicht, ihr Eltern, daß es weder unnütz verwandte Zeit noch verschwundenes Geld ist, was ihr und eure Töchter für die Erlernung eines Berufes angewandt habt. Eure Töchter wird in jeder Lebenslage daraus Nutzen ziehen. Nichts trägt mehr zur harmonischen Entwicklung bei, als genaue Zeiteinteilung und ernste Arbeit. Kein Dilettantismus, der heute dieses, morgen jenes mit Freude, doch oberflächlich betreibt, sondern ernste Arbeit und wahres Streben und Gründlichkeit in der Ausbildung zu einem bestimmten Berufe.

Wenn sich eure Tochter später verheiratet und in Verhältnisse kommt, die eine weitere Berufsarbeit nicht mehr gestatten, so bleibt doch die Charakterschulung, die Selbstständigkeit, die rasche Übersicht, das Verantwortlichkeitsgefühl, kurz der geschulte Verstand, der es ihr möglich macht, sich in jede Lage zwanglos zu finden. Durch ihre infolge der früheren Berufsarbeit entwickelten Eigenschaften ist sie ihrem Gatten eine wertvolle Stütze, ein guter Kamerad. — Unendlich rasch haben sich die Anschauungen über die Berufsarbeit der Frau geändert. Noch vor kaum zehn Jahren wurde die Frau im Beruf noch über die Achsel angesehen, sie galt wohl als gesellschaftlich gesunken. Langsam hat sich diese Anschauung glücklicherweise geändert. Heute gilt auch für das junge Mädchen: „Arbeit schändet nicht, Arbeit ehrt.“

Der Mutter Lied.



Es sang in ferner Kinderzeit
Die Mutter mir ein Lied,
Das mir noch heut', wenn ich im Leid,
Leis durch die Seele zieht.
So milde klingt's, so süß von Laut,
Und birgt so tiefen Trost,
Als hätt', wie einst, mich lieb und traut
Der Mutter Hand gekost.
Als hätte segnend sie geruht
Wie einst auf meinem Haupt.
Was so ein Mutterlied doch tut
Im Leid, hätt's nie geglaubt.

Johanna Weistritz

Fürs Haus

Waschbare Tischläufer

sind stets ein willkommenes Geschenk, denn sie sind in jedem Hausstand in mehreren Exemplaren verwendbar, und so läuft man nicht Gefahr, eine Enttäuschung statt einer Freude zu bereiten, wie das bei anderen Handarbeiten leicht einmal der Fall sein kann.

Selbstverständlich muß man in erster Linie darauf achten, daß die verwendeten Garne absolut farbenecht sind, man wähle deshalb nur solche aus ersten Fabrikaten und überzeuge sich in zweifelhaften Fällen durch vorheriges Überprüfen davon, ob sie sich als ganz zuverlässig erweisen. Der nebenstehend abgebildete Tischläufer ist in nur zwei Farben, Grün und Orangegeß, ausgeführt, und zwar sind die heller erscheinenden Partien mit grünem, die dunkleren mit gelbem Garn gestickt. In dieser Ausführung eignet er sich jedoch nur für einen Tisch, der mit weißem oder in der Farbe harmonisierendem Geschirr gedeckt ist, zu blau oder rot decoriertem Porzellan würde er zu lebhaft wirken. Gerade bei diesem Muster ist es ratsam, sich möglichst nach den Farben des Speisefervices zu richten, die etwas massigen, dichtgefüllten Formen des Musters sind geeignet, einen etwaigen Kontrast allzudeutlich zu betonen. Als sommerliche Handarbeit ist die Anfertigung eines Tisch-



läufers schon deshalb zu empfehlen, weil er sich in bescheidenen Dimensionen hält und deshalb leicht auf den Balkon, in den Garten oder selbst auf einen kleinen Ausflug mitgenommen werden kann. U. Sch.

Allerlei

Unzweifelhaft. Chef: „Sie haben ja Herrn Baron Red einen ziemlich großen Kredit eingeräumt. Ist der Mann denn auch gut?“ — Verkäufer: „Unzweifelhaft, er ist doch sicher sehr reich.“ — Chef: „Woher können Sie das denn wissen?“ — Verkäufer: „Weil er feinallt und häßlich ist, während seine Frau jung, blendend hübsch und schid ist.“

Bonaparte und die Republik San Marino. Als Bonaparte Italien erobert hatte, ließ er der Republik San Marino den Gruß der Freundschaft der großen Republik überbringen und versprach ihr einige Kanonen, Getreide und eine Vergrößerung ihres Gebiets auf Kosten der Nachbarn. — Der Rat erwiderte: Die Kanonen würde er dankbar annehmen, das Getreide bezahlen, die Vergrößerung des Gebietes müsse er aber ablehnen. Die Republik sei glücklich in ihrem alten Besitztum und bitte nur um Erleichterung des Handels. Bonaparte ließ die Sache auf sich beruhen, an das Kanonengeschenk wurde nicht weiter gedacht.

Im bairischen Erbfolgekriege wurde ein Studiosus der Rechtsgelehrtheit als militärpflichtig in ein Regiment gestellt. Er reichte bei Joseph II. eine Bittschrift um seine Entlassung ein, und hatte unter anderem zur Begründung seines Gesuches angeführt: „Ich habe mich mit Eifer der Rechtsgelehrtheit gewidmet und nach den anliegenden Zeugnissen bereits so viele Kenntnisse erworben, daß ich bei fortgesetztem Fleiße in meinen Studien Civ. iust. Majestät mehr nützliche Dienste zu leisten hoffen darf, als wenn ich in einem Regimente als gemeiner Soldat dienen müßte. Der Kaiser antwortete ihm: „Es scheint, daß Ihr vergessen habt, wie ich einen wichtigen Prozeß mit dem Könige von Preußen zu schlichten habe; ich allein kann ihn aber nicht durchsetzen, daher brauche ich gerade Leute dazu wie Ihr, die mir dazu Beistand leisten. Ich sende Euch zwölf Dufaten als Geschenk; führt Euch gut auf, und ich gebe Euch mein Wort, Ihr sollt vorwärtskommen.“

Gefährliche Kerbtiere. Zu den gefährlichsten und darum schädlichsten Tieren gehören die Termiten, eine Ameisenart, die hauptsächlich in Indien und Afrika anzutreffen ist. Die Nester der Termiten sind in Hügelform gebaut, oft erreichen sie Manneshöhe. Niemals sind diese sogenannten Termitenhügel vereinzelt zu finden, sondern sie sind immer derartig zahlreich vorhanden, daß man von Termitenstädten sprechen kann. Im Innern Afrikas hat man die Anzahl der Termitenhügel auf bestimmten Länderstrichen nach Millionen geschätzt. Was für eine riesige Arbeit diese kleinen Tiere mit dem Bau ihrer Hügelstädte leisten, läßt sich daraus folgern, daß ein Mensch, im gleichen Verhältnis zu seiner Größe berechnet, einen Bau von 3000 Fuß Höhe aufzuführen müßte, um das zu leisten, was diese Ameisen mit einem einzigen ihrer Hügel an Höhe erbauen. Das Kunstvollste ist jedoch das Innere dieser Termitenbauten. Sie sind so großartig angelegt, daß der Menschengestalt über die Intelligenz und das Sinnenleben dieser Tiere staunen muß. Nicht allein, daß der ganze Bau nach Stodwerken geordnet ist, so ist jedes Stodwerk genau in eine bestimmte Anzahl Zimmer, Gänge, Galerien eingeteilt. Alle Stodwerke sind miteinander verbunden durch Korridore, Säle, Vorratskammern, unterirdische Gänge sind vorhanden, kurz und gut, es sind derartig kunstvoll ausgeführte Bauwerke, wie sie der Mensch nicht zweckentsprechender nach einem bestimmten Bauplan anlegen könnte. Vielfach glaubt man in diesen Termitenhügeln nur Erdmassen zu erkennen; wehe dem, der jedoch der Zerstörungswut ihrer Bewohner in die Hände fällt. So schlief einst ein Araber des Nachts, ohne es zu wissen, auf einem Termitenhügel. Als er am andern Morgen erwachte, gewahrte er zu seinem Schrecken, daß er vollständig unbekleidet war. Die gefährlichen Termiten hatten seine Kleidung bis auf die letzte Faser zerstört. Aber nicht nur Kleidungsstücke, sondern auch Hausgeräte, Bücher, Leder, Fleisch, Gefäß, alles wird von ihnen vollständig vernichtet. In ungeheuren Scharen treten sie ihre Raubzüge an. So fielen im Jahre 1814 Termiten über den Palast des Generalgouverneurs in Kaskutta her und hausten hier derartig, daß der Palast einzustürzen drohte. Nur unter Anwendung hoher Kosten ließen sich die Tiere endlich beseitigen. Unzählige dieser Termiten, man spricht auch hier von Millionen, haben auch beim Bau der Kap-Kairo-Eisenbahn ihre Zerstörungswut bemerkbar gemacht. Eisenbahnschwellen, Telegraphenpfähle, selbst die Holzstützen der Bahnarbeiter wurden durch diese Tiere bis auf den letzten Staubteil vernichtet. Daher wurden alsdann die Eisenbahnschwellen und Telegraphenpfähle nur aus Stahl hergestellt, und die Stationsgebäude wurden aus galvanisiertem Eisen erbaut, wodurch sie der Zerstörungswut dieser zu einer förmlichen Landplage werdenden Tiere Einhalt gebieten konnten. U. M.



Schweizer Gebirgsinfanterie.
Bogazefolonne auf dem Marsch im Gebirge.

Gemeinnütziges

Seringstartoffeln. Gelochte Pellkartoffeln werden geschält und Scheiben geschnitten. Unterdeffen dampft man Zwiebeln in Butter, Mehl, dann Wasser, Salz und wenig Essig daran. Nachdem es gut kocht ist, tut man die kleingehackten Seringe hinzu, kocht alles mit Kartoffeln durch und gibt noch etwas saure Sahne daran.

Frühe Küchenträuter sind im Frühjahr sehr begehrt. Man scheidet die Frühernte dadurch, daß man noch jetzt von den einzelnen Kräutern einige Pflanzen in leerem Mistbeet oder kaltem Gewächshause einpflanzt.

Himbeeren, die keine Ausläufer geben, werden durch Steckholz vermehrt. Man schneidet dieses von gut ausgereiften Ästen, schlägt es während der Wintermonate in Sand ein und steckt es im Frühjahr in das freie Land aus.

Den Rosenschnitt lasse man bis im Frühjahr, denn es können bis dahin trotz Deckung Verluste eintreten. Man beschränke den Schnitt beim Einpflanzen nur auf das Entfernen schwacher, unausgereifter Triebe, welche ja nur faulen.

Geranien kommen ins Winterquartier ohne zurückgeschnitten zu werden. Dies darf erst im Frühjahr erfolgen, da sonst Winterfäule eintritt.

Zur Birten ist die Herbstpflanzung sehr geeignet. Sie wachsen besser bei der Frühjahrspflanzung, da sich dieser Baumart der Saft früh einstellt. Bei älteren Exemplaren ist es gut, Stamm in Stroh einzubinden.

Wer zu Rheumatismus neigt, sich reichlich Bewegung in frischer Luft machen und den Körper so in vorzüglicher Weise abhärten. Die vielfache gefohlene Abhärtung durch kalte Bäder bringt gewisse Gefahren mit sich und das Leiden wird hierdurch zweilen verschlimmert. Dagegen hat sich Bäder von etwa 40 Grad Celsius und 10—15 Minuten Dauer gut bewährt.

Auflösung
PERL
ELIA
RITU
LAUE
ESSE

Petersilien am Küchenfenster haben neben dem praktischen Nutzen auch die Eigenschaft einer Pflanze. Die beste für solche Kultur zu empfehlenden Sorten sind die mooskrausen und farnkrautblättrigen Schnittpetersilien.

Homonym.

Du findest mich in jeder Kirche. Dem Fische bin ich immer elgen.
Ich bin auch immer im Gebirge. Doch kann mich Dicht und Vord nicht zeln.
Julius Gald.

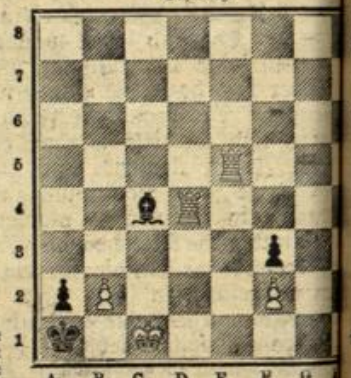
Tannenbaumrätsel.



Nach Lösung der Buchstaben geben die vier Bogazeten: 1) Einen Fluß. 2) Einen Baum. 3) Einen Kirchenhistoriker. 4) Eine türkische Bezeichnung. — Die mittlere senkrechte Reihe ergibt den Namen eines deutschen Heerführers. B. Spasich.

Problem Nr. 141.

Von D. Hälten in Vechüle.
Schwarz.



Mat in 4 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Karte, Karte.
Des Bilderrätsels: Frei geht das Unglück durch die ganze Welt.

Alle Rechte vorbehalten.
Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.